

INTERNATIONAL

KRIMIAUTOR AN BORD

Wieso Henning Mankell die Blockade des Gazastreifens durchbrechen wollte.

14 DIESSEITS UND JENSEITS

«DIEBE, KEINE MÖRDER»

Fifa-Experte Andrew Jennings über Angst und Korruption im Weltfußball.

14

13



Die Arktische Tundra am Teshekpuk Lake: Bereits im Sommer wollte Shell mit Probebohrungen in der Beaufortsee (im Hintergrund) beginnen.

ÖLPEST Nach der Katastrophe im Golf von Mexiko hat die US-Regierung Bewilligungen für neue Meeresbohrungen vorerst sistiert. Doch in der Arktis hat der Ölkonzern Shell bereits Milliarden für zukünftige Tiefseebohrungen investiert. Der Fotograf Subhankar Banerjee beschreibt, was dabei auf dem Spiel steht.

Bohren im kalten Paradies

Von Subhankar Banerjee
(Text und Foto)

Haben Sie etwas Geduld. Ich komme noch zum Öl. Aber zuerst möchte ich, dass Sie verstehen, wo ich war, wohin Sie vielleicht nie gehen werden und wo sich die Bohriseln des Ölkonzerns Shell mit Sicherheit bald befinden – wenn sie niemand stoppt.

In den vergangenen zehn Jahren habe ich Alaska als Fotograf viele Male bereist und gut kennengelernt. Angefangen hatte es mit einer Reise quer durch das Arctic National Wildlife Refuge (ANWR), das nördlichste Naturschutzgebiet der USA – 6400 Kilometer in vierzehn Monaten, in jeder Saison, zu Fuss, mit dem Floss, Kajak oder dem Schneemobil. Meistens begleiteten mich dabei der Jäger und Umweltschützer Robert Thompson – ein Inupiat aus Kaktovik, einer kleinen Gemeinschaft von 300 Menschen an der arktischen Küste – oder die Jäger Charlie Swaney und Jimmy John vom indigenen Stamm der Gwich'in, die in Arctic Village leben, einem Dorf mit 150 EinwohnerInnen an der Südseite der Brooks-Range-Berge.

Im Winter 2002 campierten Robert und ich während 29 Tagen im Delta des Canning River an der Beaufortsee, um eine Eisbärenhöhle zu beobachten. Die

SUBHANKAR BANERJEE ist Fotograf, Buchautor und Umweltaktivist. Er publiziert regelmäßig auf der Webseite www.tomdispatch.com.

Bedingungen waren hart: Wir hatten insgesamt nur vier ruhige Tage. Während der restlichen Zeit wehte konstant ein Schneesturm mit Windgeschwindigkeiten von bis zu 100 Stundenkilometern. Die Temperaturen lagen bei minus 40 Grad Celsius, die gefühlte Temperatur gar bei minus 84 Grad Celsius.

Während der Sommermonate wiederum gab es anderes, das es mir erschwerte, in Alaskas arktischer Tundra Schlaf zu finden: Die Sonne scheint 24 Stunden am Tag und die Kakophonie von über 180 Vogelarten, die an diesem Ort zusammentreffen, um ihre Nester zu bauen und ihre Jungen aufzuziehen, hört niemals auf. Diese Vögel kommen aus der ganzen Welt und verwandeln das arktische Naturschutzgebiet für kurze Zeit in einen Ort, der mit der ganzen Welt verbunden ist. Und hört man dann auch noch das klappernde Geräusch von den Hufen der Zehntausenden Rentiere, die sich ebenfalls in dieser arktischen Küstenebene versammeln, um ihre Jungen zur Welt zu bringen, wird einem bewusst: Dies ist ein Ort von globaler Bedeutung, der nicht geplündert werden darf.

Bohren bei minus 40 Grad?

Ich habe diese Küstenregionen in der vergangenen Dekade gut kennengelernt und erfahren, was die Inupiaten schon seit tausend Jahren wissen: Diese arktischen Randmeere sind wichtige ökologische Habitate für eine beachtliche Anzahl maritimer Spezies. Dar-

unter finden sich die vom Aussterben bedrohten Grönlandwale und Eisbären, der Weisswal, verschiedene Robbenarten und ungezählte Fisch- und Vogelgattungen, nicht zu vergessen die riesige Bandbreite jener maritimen Kreaturen unter Wasser, die wir nicht sehen, wie der Krill, kleine, krabbenartige Wirbellose, die vielen Meerestieren als Grundnahrung dienen und so diese Vielfalt erst ermöglichen.

Doch wie Sie wohl bereits vermuten, habe ich diesen Text nicht geschrieben, um Ihnen von den schönen – und extremen – Seiten der alaskischen Arktis zu berichten. Vielmehr geht es um Öl. Denn unter all dem Leben und der

Schönheit in der schmelzenden Arktis befindet sich etwas, nach dem unsere industrialisierte Zivilisation giert und worauf Ölkonzerne schon seit langem ein Auge geworfen haben.

Wenn Sie die zunehmende ökologische Zerstörung im Golf von Mexiko beobachten, die sich vor unseren Augen abspielt, seit die von BP gemietete Öl-suchplattform Deepwater Horizon zuerst in Flammen auf- und später unterging, dann sollten Sie auch wissen, dass Shell bereits diesen Sommer in Alaskas arktischer Ozeanregion – besonders in der Beaufortsee und der Tschuktschensee, die nördlich der Nahtstelle des amerikanischen und asiatischen Kontinents

US-Moratorium: Auslegungssache

Die US-Regierung verlängerte vergangene Woche das am 14. Mai erklärte Moratorium für die Bewilligung neuer Offshore-Ölbohrungen um sechs Monate. Der Stopp gilt auch für die umstrittenen Verzichtserklärungen der Behörden auf Umweltverträglichkeitsstudien, sogenannte Waivers, die den Ölkonzernen in den meisten Fällen ausgestellt wurden – oder werden.

Laut US-Medien stellte die Regierung auch nach dem Untergang der Ölplattform Deepwater Horizon weitere Bewilligungen aus. Sie vergab mindestens neunzehn Waivers und bewilligte siebzehn Bohrungen, manche noch ris-

kanter als die auf der untergegangenen Plattform – und ebenfalls im Golf von Mexiko –, obwohl dort seit Ende April täglich schätzungsweise zwei Millionen Liter Öl auslaufen.

US-Innenminister Ken Salazar sagte dazu gegenüber den Medien, dass die Behörden nicht die Absicht hätten, die Erschließung aller neuen Öl- und Gasvorkommen im Golf zu stoppen. VertreterInnen des Innenministeriums sowie der Behörde für nationale Bodenschätze erklärten, die neuen Bewilligungen seien an Firmen vergeben worden, die bereits Bohrprojekte betreiben. *sw*

liegen – mit Erkundungsbohrungen beginnen wollte.

Bereits seit den siebziger Jahren kam es im US-Kongress immer wieder zu Kontroversen über eine mögliche Ausbeutung der Ressourcen im ANWR – zuletzt 2008, als die Regierung von Präsident George Bush andeutete, das Gebiet für die Gas- und Ölförderung erschliessen zu wollen. Nur dank der massiven Aufmerksamkeit der Medien und den Bemühungen verschiedener Umweltschutzorganisationen, indigener Gemeinschaften und von AktivistInnen im ganzen Land konnte verhindert werden, dass die Bush-Regierung das Schutzgebiet in eine Industriebrache verwandelte.

Doch am 31. März dieses Jahres hatte US-Präsident Barack Obama bekannt gegeben, dass weite Strecken der US-Küstenlinien für die Erschließung von Gas- und Ölvorkommen freigegeben würden – so auch in der Arktis. Am 13. Mai überreichte das für die Region zuständige Bundesberufungsgericht Shell dann eine Siegesurkunde: Das Gericht hatte sämtliche Klagen einer Gruppe von Umweltschutzorganisationen und Inupiat-Gemeinden abgelehnt, die Shell sowie die US-Behörde für nationale Bodenschätze (Minerals Management Service, MMS) verklagt hatten, um die Ölsuchbohrungen in den arktischen Meeren zu stoppen.

Bevor Shell sein 170-Meter-Bohrschiff Frontier Discovery für drei Probebohrungen

→ Seite 10

→ Fortsetzung von Seite 9

in den Norden schicken kann, braucht der Konzern nun nur noch eine Erlaubnis der US-Umweltschutzbehörde sowie die abschliessende Bewilligung des US-Innenministers Ken Salazar. Zwar hat die Regierung vergangene Woche ein Moratorium, das sie am 14. Mai für die Vergabe von neuen Bohrwilligungen verhängte, um sechs Monate verlängert (vgl. Kasten). Doch im Hinblick auf die von derselben Regierung stets betonte Notwendigkeit von neuen Bohrungen, um die Energieversorgung zu sichern, scheint es unwahrscheinlich, dass die Erfahrungen im Golf von Mexiko ein Ende der Tiefseebohrungen bedeuten.

Nichts funktioniert

Wie es der Zufall wollte, war ich just im August 2006 an der Beaufortsee, als ein erstes kleines Schiff von Shell ankam. Ich fotografierte es, als es den Meeresboden genau vor der Küste von Kaktovik untersuchte. Seine Aufgabe war es, Vorbereitungen für ein grösseres Forschungsschiff zu treffen, das kurz danach eintreffen sollte.

Seitdem hat der Umweltschützer Robert Thompson immer wieder Fragen gestellt. Und er stellte sie an zahlreichen Orten: so an der Generalversammlung von Shell in Den Haag 2008 oder im selben Jahr an der Arctic Frontiers Konferenz im norwegischen Tromsø. Denn in Tromsø hatte Larry Persily – der damalige Vizechef des Washingtoner Büros von Alaskas Gouverneurin Sarah Palin und seit Dezember 2009 Koordinator

in Obamas Regierung für die nationalen Gaspipelines – eine Rede über die Bedeutung der Öleinnahmen für Alaskas Wirtschaft gehalten.

Roberts Fragen lauteten: «Kann der Arktische Ozean von einer Ölverschmutzung gereinigt werden? Und wenn nicht, weshalb verpachten Sie dann dieses Land? Zudem möchte ich wissen, ob Studien über die Toxizität von Öl im Arktischen Ozean existieren, und wie lange es in diesem Umfeld dauern würde, bis sich Öl so weit in seine Bestandteile zerlegt hat, dass es für die maritime Umwelt nicht mehr schädlich ist.»

Persilys Antwort: «Wir alle stimmen der Tatsache zu, dass es keine funktionierende Methode gibt, eine Ölverschmutzung in einem Gewässer mit Eisschollen zu beheben. Weshalb also die lokale und nationale Regierung diese Küstengewässer verpachten will, kann ich nicht beantworten.»

Einen Monat nach der Konferenz in Tromsø zahlte Shell an die MMS eine Summe von 2,1 Milliarden Dollar für Öl-Pachtverträge in der Tschuktschensee. Im Oktober und Dezember 2009 erteilte die MMS dann Shell die Erlaubnis für fünf Bohrlöcher zu Erkundungszwecken. In der Bewilligung hiess es, dass die Möglichkeit, dass es zu einem grossen Ölteppich kommt, «zu unwahrscheinlich und spekulativ» sei, um eine Analyse zu rechtfertigen – dies obwohl die MMS einräumte, dass ein solcher Unfall verheerende Konsequenzen hätte, und das Eiswasser des Arktischen Ozeans nur schwer zu reinigen sei.

Lampenöl und Korsett

Es wäre nicht das erste Mal, dass die US-amerikanische Arktis wegen Öl ausgebeutet wird. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wagten sich kommerzielle Walfangschiffe regelmässig in diese Gewässer, um den Grönlandwal zu jagen, aus dessen Fettgewebe Tran für Lampenöl und Kerzenwachs gewonnen wurde. Der Tran galt damals zudem als einer der feinsten Schmierstoffe für Uhren, Chronometer und andere technische Geräte. Doch auch als das Petroleum entdeckt und der Tran nicht mehr für Lampenöl verwendet wurde, ging die Jagd weiter: Aus den Barten der Wale stellte man nun Korsetts her.

Als 1848 der erste Walfänger aus Neuengland in Alaska ankam, lebten schätzungsweise 30 000 Grönlandwale im Arktischen Ozean. Nur fünfzig Jahre später waren zwei Drittel davon

abgeschlachtet. Erst 1921 wurde die kommerzielle Jagd auf den Grönlandwal eingestellt, da die Industrie keinen Bedarf mehr an ihnen hatte – weltweit gab es damals nur noch rund 3000 Grönlandwale.

Seither hat sich der Bestand etwas erholt. Heute zählt man etwas über 10 000 Grönlandwale und 60 000 Weisswale, die zwischen der Beaufortsee und Tschuktschensee migrieren. Inzwischen gilt der Grönlandwal offiziell als vom Aussterben bedroht. Es wäre Ironie, wenn diese Spezies, die den ersten Ölrausch in der Arktis nur knapp überlebte, nun dem zweiten zum Opfer fallen würde.

Die Inupiat jagen den Grönlandwal bereits seit über 2000 Jahren, sein Fleisch zählt zu ihren wichtigsten Nahrungsmitteln. In den vergangenen Jahrzehnten bewilligte die Internationale Walfangkommission eine jährliche

Es wäre Ironie, wenn der Grönlandwal dem zweiten Ölrausch zum Opfer fiele.

Quote von 67 Walen für neun Inupiat-Dörfer in Alaska. Diese Quote gilt als ökologisch verträglich. Die kulturelle und spirituelle Identität der Inupiat, die für jeden erlegten Wal beten und ihm für sein Opfer danken, ist untrennbar mit den Walen und dem Meer verbunden. Es ist fraglich, wie lange diese Gemeinschaften überleben, wenn der Shell-Konzern erst einmal mit den Bohrungen begonnen hat.

Doch nicht nur die Wale und die indigenen Gemeinschaften sind in Gefahr. Ölbohrungen, wenn auch noch in anderen Gewässern, haben bereits ihren Tribut gefordert. Schliesslich ist das Überleben vieler arktischer Arten wie jene des Eisbären, der Walrosse, Robben und Seevögel gefährdet durch das weitreichende Abschmelzen des Meereises – eine direkte Folge des Klimawandels, der durch den Gebrauch von fossilen Brennstoffen mitverursacht wird.

So nahm das US-Innenministerium 2008 den Eisbären auf seine Liste der gefährdeten Arten. Aber auch Millionen von Vögeln nutzen die küstenna-

hen arktischen Gewässer, Düneninseln, Lagunen und Flussdeltas, um im Frühling zu nisten und um sich im Sommer die Reserven für ihre lange Reise in die südlichen Überwinterungsgebiete anzufressen. Der arktische Wind treibt in einer Richtung Süswasser von den Flüssen in den Ozean und in der anderen Richtung Salzwasser vom Meer in die Lagunen. Diese Mischung schafft an der Küste ein nährstoffreiches ökologisches Habitat für Vögel, Fische und verschiedene Robbenarten.

Nichts gelernt

Im Golf von Mexiko sorgen sich die WissenschaftlerInnen inzwischen über den Beginn der Hurrikan-Saison, die am 1. Juni eingesetzt hat und offiziell erst am 30. November endet. Jeder Sturm in dieser Region wird die bereits gigantische Umweltkatastrophe weiter vergrössern, indem er das Öl noch mehr verteilen wird und Reinigungsaktionen behindert. Nun stellen Sie sich dasselbe Szenario im Arktischen Ozean vor, wo heftige Schneestürme kein saisonales Ereignis sind, sondern ganzjährig vorkommen – und aufgrund des Klimawandels in den vergangenen Jahren noch an Intensität zugelegt haben. Bei Windgeschwindigkeiten von 130 Stundenkilometern würde jeder lokale Ölteppich schnell auf eine ganze Küstenregion verteilt.

US-Innenminister Salazar wollte Anfang Mai von Shell wissen, mit welchen Massnahmen der Konzern einen ähnlichen Unfall wie jetzt im Golf verhindern wolle – und falls es doch passieren sollte, wie er in der Arktis darauf reagieren würde.

Mitte Mai gab Shell seine Antwort öffentlich bekannt: Der Konzern halte im Falle eines Ölaustritts eine vorgefertigte Kuppel bereit, mit der jedes Leck verschlossen werden könne. Zudem wolle man an der Quelle des Lecks unter Wasser chemische Dispergiermittel freisetzen. Beide Methoden sind von BP im Golf von Mexiko angewendet worden – ohne Erfolg.

Inzwischen gehen WissenschaftlerInnen von der Annahme aus, dass die dort eingesetzten giftigen Dispergiermittel bereits zu signifikanten ökologischen Schäden an Korallenbänken geführt haben und noch weitere Meerestiere und -pflanzen bedrohen. Nichts davon verheisst Gutes für die Arktis.

Den ungekürzten Text auf Englisch finden Sie auf www.tinyurl.com/arcticcoils

DEUTSCHLAND**Schlecker zahlt**

Anfang dieser Woche haben sich die Drogeriemarktkette Schlecker und die Dienstleistungsgewerkschaft Verdi geeinigt. Das Unternehmen, das immer wieder durch eine schikanöse Behandlung seiner rund 40 000 Beschäftigten aufgefallen war (siehe WOZ Nr. 17/10), unterzeichnete am Montag gleich mehrere Arbeitsabkommen. Es beendet damit seine Bemühungen, Löhne zu drücken, die Gründung von Betriebsräten zu verhindern und gekündigte Verkäuferinnen als miserabel bezahlte Leiharbeiterinnen neu einzustellen.

Im März war bekannt geworden, dass der wegen Betrugs vorbestrafte Milliardär Anton Schlecker viele Beschäftigte seiner 9000 Drogeriefilialen entlassen und ihnen einen Job bei einer firmennahen Leiharbeitsfirma angeboten hatte – für 6,78 Euro in der Stunde. Die Gewerkschaft organisierte daraufhin eine Boykottkampagne, die viel Zuspruch fand. Künftig erhalten alle Schlecker-Beschäftigten einen Stundenlohn von mindestens 12,37 Euro brutto. Und noch einen Durchbruch erzielte Verdi Beschäftigte, die ihren Arbeitsplatz durch Umstrukturierungsmassnahmen verlieren und in anderen Schleckerfilialen keine neue Stelle finden, erhalten künftig eine tariflich geregelte Abfindung – aber nur, wenn sie Gewerkschaftsmitglied sind. *pw*

AUSGEHUNGERT**Gegen den Mangel**

Fast 200 Millionen Kinder unter fünf Jahren leiden an Mangelernährung. Falsche oder ungenügende Ernährung ist ein wesentlicher Faktor für die hohe Kindersterblichkeit in armen Ländern. Dennoch wird nur selten darüber berichtet. Damit die Geschichten der betroffenen Menschen nicht vergessen werden und die Bekämpfung der Ursachen der Mangelernährung Auftrieb erhält, hat die Hilfsorganisation Ärzte ohne Grenzen Anfang Juni die Multimediakampagne «Starved for attention» (Sie heissen hungrig nach Aufmerksamkeit) lanciert. *sw*

www.starvedforattention.org



WELTWEITE ÖLSUCHE Private Ölkonzerne suchen ihre Zukunft vor den Küsten Afrikas, Südamerikas und Australiens. Neue Katastrophen sind dabei nicht ausgeschlossen.

Boom in der Tiefsee

Von Daniel Stern

Es war wie ein Prolog für die jetzige Ölkatastrophe im Golf von Mexiko: Zehn Wochen lang sprudelten im Herbst letzten Jahres aus einem Bohrloch vor der Küste Westaustraliens täglich 64 000 Liter Rohöl. Und dann geriet auch noch die Bohrinself West Atlas in Brand. Anders als beim BP-Desaster mit der Deepwater Horizon gelang es der thailändischen Betreiberfirma PTTEP allerdings, das Feuer zu löschen und nach mehreren Anläufen schliesslich auch das Loch 2600 Meter unter dem Meeresspiegel zu stopfen. Die Ölmengen waren bedeutend kleiner, das Loch weiter von der Küste weg. Doch der entstandene Ölteppich in der Timorsee gelangte laut der Umweltschutzorganisation WWF mitten in ein Durchzugsgebiet von Schildkröten, Walen und Delphinen. Wie viele Tiere durch das Öl getötet wurden, ist unklar. Die Medien widmeten dem Thema viel weniger Aufmerksamkeit, schliesslich fehlten Bilder von verschmutzten Stränden und toten Wasservögeln. Das Öl trieb in Richtung Indonesien, Fischer in Westtimor klagten später über einen massiven Rückgang der Fangmenge.

Unkalkulierbare Risiken

Tiefseebohrungen sind die aktuelle Herausforderung für die Ölindustrie. Viele Ölgebiete an Land oder in küstennahen Gewässern sind bereits erschöpft oder fest in der Hand von staatlichen Ölgesellschaften. Private Konzerne suchen daher in immer unzugänglicheren

Bekanntes Bild?

Im Herbst letzten Jahres brannte die Ölbohrinsel West Atlas vor der Nordwestküste Australiens.

FOTO: HO NEW, REUTERS



Gebieten nach Öl, wo hohe finanzielle Mittel und ausgeklügelte Technik erforderlich sind. Weil Öl knapp ist und der Preis langfristig hoch zu bleiben scheint, sollten sich die Milliardeninvestitionen auszahlen. Neben den grossen Ölmultis sind auch kleinere Gesellschaften aktiv, die sich über Risikobeteiligungen von Private-Equity-Gesellschaften finanzieren und nach erfolgreicher Suche ihre Förderbewilligung weiterverkaufen.

Risiken sind immer mit eingeschlossen. Auch im Golf von Mexiko gab es

in den letzten Jahren mehrere Unfälle: Einer der gravierendsten ereignete sich 2003. Dabei brach eine in die Tiefe führende Röhre der Transocean-Bohrinsel Discoverer Enterprise in zwei Teile. Das führte zum Kontrollverlust über das Bohrloch 1600 Meter unter der Meeresoberfläche. Zum Glück funktionierte der sogenannte Blowout-Preventer, das Sicherheitssystem auf dem Meeresuntergrund. Es gelangten «nur» rund 400 000 Liter Öl ins Meer. Auch in diesem Fall war BP die Betreiberin der Bohrinself.

Ölvorkommen – so umfangreich wie im Golf von Mexiko – sollen auch vor der Küste Brasiliens liegen. In den letzten Jahren sind dort mehrere grosse Ölfelder entdeckt worden. Sie könnten Brasilien zu einem der grössten Erdölstaaten der Welt machen. Das Tupi-Ölfeld, das als die wichtigste Fundstelle gilt, liegt rund 7000 Meter unter dem Meeresboden. Dieser wiederum liegt über 2000 Meter unter Wasser. Brasilien hat bereits einen grösseren Unfall mit einer Ölplattform hinter sich: 2001

kam es auf der P-36-Plattform der staatlichen Ölgesellschaft Petrobras zu mehreren Explosionen. Elf Arbeiter wurden dabei getötet. Die 350 Millionen Franken teure Plattform sank vor Rio de Janeiro, über eineinhalb Millionen Liter Öl gelangten ins Meer.

Neuer Erdölstaat Ghana

Ebenfalls grosse Erdölvorkommen gibt es vor der Westküste Afrikas. So wird etwa Ghana in den nächsten Monaten zum Erdölstaat. Allein das Ölfeld «Jubiläum» auf gut 1000 Meter Meerestiefe soll dem Staat während dreissig Jahren jährlich eine Milliarde Franken an Konzessionsgeldern und Steuern von den privaten Betreiberfirmen in die Kasse spülen. Allerdings zeigt das Beispiel Nigerias, welche Gefahren ein Ölboom mit sich bringen kann. Jedes Jahr gelangen dort Millionen von Litern Öl aus den Terminals, Leitungen, Pumpstationen und Ölplattformen in die Gewässer des Deltas. Die Ölkonzerne, allen voran Shell, haben in Nigeria faktisch freie Hand und werden von der Regierung kaum kontrolliert. Am 1. Mai barst beispielsweise eine Pipeline des Erdölkonzerns ExxonMobile im Bundesstaat Akwa Ibom. Fast vier Millionen Liter Öl gelangten ins Delta, bevor das Leck nach einer Woche geschlossen wurde. Wäre die BP-Katastrophe vor der Küste Nigerias passiert, hätte das wohl weder die Regierung noch die Firma gross gekümmert, sagt der nigerianische Schriftsteller Ben Ikari. «Solche Dinge passieren hier im Delta immer wieder.»